**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 2 (1898-1899)
**Heft:** 2

**Artikel:** Ein Verbannter
**Autor:** Tolstoi, Leo
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-662639

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 23.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

in der Liebe und Selbstverleugnung, fand er auch sein eigenes Glück. Da es das Christentum ist, das diese Tugenden fordert, erkannte er als höchstes Ziel, ein Christ im wahren Sinne des Wortes zu werden. Und er wurde es nicht allein durch sein Bekenntnis, — der Glaube wurde ihm das Leben — sondern durch die Tat. Wie er selbst mit seiner Ueberzeugung und durch sein Leben nicht auf dem halben Wege stehen blieb, sondern nur noch wünschte und tat, was dem Volke und der Gesamtheit frommt — sogar die Kunst ließ er nur soweit gelten, als sie dem Volke nützt und verdammte die eigenen frühern Werke — so verurteilte er auch entschieden und unerschrocken alles, was den Einzelnen, ganze Völker und die Menschheit an der Erreichung ihrer Bestimmung hindert.

Herzerhebend ist der Anblick, den Tolstoj bietet. Der Mann, der in der Blouse des Bauern mit seiner Hände Arbeit sich sein Stück Brod, seine Hafergrütze und seine Tasse Thee selbst erwirbt, dringt mit seinen geistigen Augen bis auf den Grund des Lebens und rücksichtslos, wie es mächtiger seit den Tagen der Apostel nicht geschah, verkündigt er die ewigen Wahrheiten. Kein Laster und keine Torheit der Massen, der Armen wie der Reichen, weder Ungerechtigkeiten der Gesellschaftsordnung noch widersinnige Einrichtungen des Staates werden von seiner Kritik geschont. Für alle Armen und Verfolgten der Erde tritt er mit seinem Einflusse ein. Er erhebtseine Stimme gegen die Greueltaten des türkischen Sultans in Armenien und seine Angriffe treffen ebenso scharf die Regierung des Zaren. Denn neben dem mächtigsten Herrscher steht ebensomächtig der Prophet und Freund des Volkes, der Zar im größern Reiche des Geistes — Tolstoj. „Wandelt im Licht! Lebet im Geiste!“ sind seine Gebote.

Kann man vielleicht auch nicht alle Ueberzeugungen und Lehren Tolstojs teilen, so wird man gleichwohl den Mann bewundern, der mit solcher Rücksichtslosigkeit ihre Konsequenzen gezogen und sie mit der größten Willenskraft selbst befolgt. Wie noch selten ein Mensch verkörpert Tolstoj die Macht des Geistes und der Wahrheit, und seine eigene fast wunderbare Entwicklung ist der Beweis auch für die Entwicklungsfähigkeit den Fortschritt der Menschheit. Deshalb ist und bleibt er für unsre Zeit und alle Zukunft eine erhebende Erscheinung.

---

# Ein Verbannter.

Von Graf Leo Tolstoj.

In der Stadt Wladimir lebte der junge Kaufmann Akßjonow, Besitzer zweier Verkaufsstellen und eines Hauses.

Der braungelockte Akßjonow erfreute sich eines trefflichen Aussehens, er war Liedersänger und stets der erste unter den Heiteren. Als junger Mann trank er viel und suchte Händel, wenn er angetrunken war; seitdem er jedoch verheiratet war, verschwur er das Trinken und tat nur selten seinen Zug.

Einst im Sommer fuhr Akßjonow nach Nishnij-Nowgorod zum Jahrmarkt. Als er von seiner Familie Abschied nahm, sagte die Frau:

„Iwan Dimitrijewitsch, fahre du heute nicht, ich habe dich schlimm im Traume gesehen."

„Hast immer Angst, daß ich mich am Ende auf dem Jahrmarkt dem Trunke ergebe?"

Die Frau erwiderte:

„Weiß selbst nicht, was ich fürchte, aber schlimm habe ich geträumt — habe geträumt, du kämest aus der Stadt; wie du deine Mütze abnimmst, sehe ich, dein Kopf ist ganz grau."

Akßjonow lachte.

„Das bedeutet Gewinn. Sollt's erfahren, daß mein Handel gedeiht und ich teure Geschenke mitbringe."

Und er nahm Abschied von der Familie und fuhr fort.

Auf halbem Wege traf er einen ihm bekannten Kaufmann, mit welchem zusammen er Nachtquartier nahm. Sie tranken gemeinsam Thee und legten sich schlafen in zwei Zimmern nebeneinander. Akßjonow liebte nicht, lange zu schlafen, mitten in der Nacht wachte er auf, weckte, um in der Kühle zu fahren, den Fuhrmann und hieß ihn anspannen. Dann ging er nebenbei in die Kammer, verrechnete sich mit dem Wirt und fuhr weiter.

Nachdem er gegen vierzig Werst gefahren, machte er Halt zum Füttern, ruhte sich im Kruge aus, ging zur Mittagszeit in das Vorhaus, ließ die Theemaschine aufstellen, holte seine Guitarre und begann zu spielen. Klingelnd kommt plötzlich ein Dreigespann angefahren, ein Beamter, in Begleitung von zwei Soldaten, steigt aus, nähert sich Akßjonow und fragt: wer und woher? Akßjonow gibt genau Auskunft und bittet, ob es nicht gefällig sei, Thee mit ihm zu trinken. Der Beamte läßt jedoch mit Fragen gar nicht ab: wo er die letzte Nacht zugebracht? ob allein oder mit einem Kaufmann? ob er den Kaufmann am Morgen gesehen habe? weßhalb er so früh vom Hofe gefahren? Akßjonow wundert sich, weßhalb man ihn ausfragt, und fügt hinzu:

„Was forschen Sie mich aus? Bin ja kein Dieb, kein Räuber. Ich reise in eigenen Geschäften. Weßhalb soll ich Rede stehen?"

Graf Leo Tolstoj.

Da rief der Beamte die Soldaten und sagte:

„Ich bin der Landrichter und stelle meine Fragen, weil der Kaufmann, mit dem zusammen du die vorige Nacht verbrachtest, ermordet ist. Weise dein Gepäck. Ihr durchsucht ihn."

„Man ging in das Haus, schnürte Koffer und Reisesack auf und begann zu suchen. Plötzlich zog der Richter ein Messer aus dem Sack und rief:

„Wessen Messer ist dies?

Akßjonow blickt hin; er sieht, daß man ein blutiges Messer aus seinem Reisesack gezogen, und schreckt zusammen.

„Wie kam Blut an das Messer?"

Akßjonow wollte antworten, vermochte jedoch ohne Zittern kein Wort hervorzubringen.

„Ich . . . ich weiß nicht . . . ich . . . das Messer habe ich . . . gehört nicht mir . . ."

Da ließ sich der Richter vernehmen:

„Am Morgen fand man den Kaufmann ermordet auf dem Bett. Außer dir befand sich niemand im Krug, der die Tat hätte begehen können; überdies war das Haus von inwendig verschlossen. Das blutige Messer findet sich in deinem Sack, auch dein Gesicht verrät dich. Bekenne, wie du ihn umgebracht und wie viel Geld du geraubt hast."

Akßjonow schwur, daß er nicht der Täter sei, daß er den Kaufmann, nachdem sie zusammen Thee getrunken, nicht gesehen, daß er nur seine eigenen 8000 Rubel hätte und das Messer ihm nicht gehörte. Schluchzen erstickte fast seine Stimme, er war bleich und zitterte vor Angst wie ein Schuldiger.

Der Richter befahl den Soldaten, ihn zu binden. Als man ihn mit zusammengeschnürten Füßen in den Wagen warf, bekreuzte er sich und weinte. Gepäck und Geld hatte man ihm abgenommen, jetzt brachte man ihn in die nächste Stadt ins Gefängnis. Um zu erfahren, was für ein Mensch er sei, fragte man in Wladimir an. Die Kaufleute wie überhaupt die Einwohner Wladimirs zeugten, als junger Mensch habe Akßjonow leichtlebig seine Tage verbracht, zweifelsohne sei er ein Biedermann. Das Gericht hielt dafür, er habe den Rjäsanschen Kaufmann ermordet und 20,000 Rubel geraubt.

Akßjonows Frau härmte sich und wußte nicht, was sie denken sollte. Die beiden Kinder waren klein, das eine lag noch an der Brust. Sie nahm ihre Kinder und fuhr mit ihnen in die Stadt, wo ihr Mann im Gefängnis saß. Zuerst ließ man sie nicht zu ihm; als sie indes die Behörde anflehte, führte man sie zu ihrem Manne. Als sie ihn in Ge-

fängniskleidern erblickte, in Ketten, zusammen mit Räubern, fiel sie auf die Erde und konnte lange nicht zu sich kommen. Darauf setzte sie sich mit den Kindern zu ihrem Mann und begann zu erzählen von allen häuslichen Angelegenheiten, und über alles fragte sie ihn aus, was mit ihm sich zugetragen hatte. Alles erzählte er ihr. Sie sagte:

„Was soll nun geschehen?"

Darauf er:

„Den Zaren muß man anflehen. Ich kann doch nicht unschuldig verderben!"

Die Frau berichtete, daß sie bereits eine Bittschrift dem Zaren eingereicht, dieselbe sei indes nicht angekommen. Akßjonow neigte, ohne zu antworten den Kopf. Da sagte die Frau:

„Nicht umsonst habe ich damals — erinnerst du dich? — im Traume gesehen, du seiest grau geworden. Und jetzt bist du grau vor Kummer. Hättest damals nicht fahren sollen." Sie streichelte seine Haare und sagte weiter: „Wanja, Herzensfreund, sag' der Frau die Wahrheit: hast du's nicht getan?"

Akßjonow sagte nur:

„Auch du?"

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte. Dann kam der Soldat und hieß Frau und Kinder fortgehen. Akßjonow nahm den letzten Abschied von seiner Familie.

Als die Frau gegangen war, überdachte Akßjonow, was sie gesprochen hatten. Bei der Erinnerung, daß auch sie Verdacht auf ihn habe und ihn fragen konnte, ob er der Mörder des Kaufmanns sei, sprach er zu sich selbst: außer Gott kann niemand die Wahrheit kennen, nur ihn muß man anflehen, Gnade nur von ihm erwarten. Von nun ab reichte er keine Bittschriften ein, alle Hoffnung hatte er aufgegeben und betete nur zu Gott.

Zu Knutenhieben und zur Zwangsarbeit wurde Akßjonow verurteilt. Der Spruch des Gerichtes wurde in Vollzug gesetzt.

Man knutete ihn. Nachdem seine Wunden geheilt waren, schickte man ihn mit anderen Zwangsarbeitern nach Sibirien.

Sechsundzwanzig Jahre verbrachte er dort im Gefängnis. Weiß wie Schnee wurde sein Haupthaar, lang, schmal und grau wuchs der Bart. Dahin war seine Heiterkeit. Er ging gebückt und leise, sprach wenig, lachte niemals, betete viel.

Im Gefängnis lernte Akßjonow das Schusterhandwerk. Von seinem Verdienst kaufte er ein Evangelium und las darin, wenn es hell im Gefängnis war. An den Feiertagen sang er in der Kirche auf dem Chor

— noch immer schön war seine Stimme. Die vorgesetzte Behörde liebte Akßjonow seiner Demut halber, seine Unglücksgenossen achteten ihn, nannten ihn „Großväterchen" und „Gottesmensch". Waren Bitten bei der Behörde vorzubringen, ordneten die Genossen ihn ab; brachen Zänkereien unter den Sträflingen aus, so riefen sie ihn an, um zu schlichten.

Von seiner Familie schrieb keines an ihn; er wußte nicht, ob Frau und Kinder am Leben wären.

Einst brachte man in das Gefängnis neue Sträflinge. Am Abend versammelten sich die alten Gefangenen um die neuen und begannen sie auszufragen, woher, aus welcher Stadt, aus welchem Dorf sie seien und weshalb sie hierher geraten. Akßjonow saß auf seiner Pritsche und hörte geneigten Kopfes an, was jeder erzählte. Einer der Ankömmlinge war ein hochgewachsener gesunder Mann von 60 Jahren mit grauem beschnittenem Bart. Er erzählte, wofür man ihn ergriffen hatte:

„Für nichts und wieder nichts bin ich hierher gekommen, Brüderchen. Habe da ein Pferd vom Schlitten abgebunden; man faßte mich und rief, ich hätte es gestohlen. Und ich sage, ich wollte nur schneller weiterkommen — auch habe ich das Tier nicht bei mir gehalten. Ueberdies ist der Fuhrmann mein Freund. Alles in Ordnung, sage ich. Nein, sagt man, du hast's gemaust. Aber die wissen nicht, was und wo ich wirklich gemaust habe. Da waren Sachen, für die ich schon längst hierher gehörte. Man konnte nichts beweisen. Jetzt bin ich nicht nach Fug und Recht hierher befördert. Uebrigens, daß ich die Wahrheit sage, war ich schon in Sibirien, blieb indes nicht lange zu Gast . . ."

„Wo bist du her?" fragte einer der Sträflinge.

„Bin Wladimirischer Kleinbürger, heiße Makar, man titulirt mich Ssemjonowitsch."

Akßjonow hob den Kopf und fragte:

„Hör' mal, hast du nicht, Ssemjonowitsch, in Wladimir von den Kaufleuten Akßjonow gehört? Sind sie noch am Leben?"

„Wie soll ich nicht von ihnen gehört haben! Reiche Kaufleute, ungeachtet der Vater in Sibirien ist: der scheint auch so einer wie wir Sündige zu sein. Und du selbst, Väterchen, für welche Taten bist du hier?"

Akßjonow liebte nicht, über sein Unglück zu sprechen; er seufzte und sagte:

„Meiner Sünden halber verrichte ich das sechsundzwanzigste Jahr Zwangsarbeit."

Makar Ssemjonow fragte:

„Wegen welcher Sünden?"

Akßjonow entgegnete:

„Muß es wohl so verdient haben.“

Weiter wollte er nicht reden: Aber die Sträflinge erzählten den neuen Kameraden, wie Akßjonow nach Sibirien gekommen war; sie berichteten, wie auf der Reise jemand den Kaufmann ermordet und Akßjonow das Messer zugesteckt habe und wie er schuldlos verurteilt sei.

Als Makar Ssemjonow so reden hörte, sah er Akßjonow an, schlug auf seine Knie und sagte:

„Das ist ein Wunder! was für ein Wunder! Bist du aber gealtert, Väterchen!“

Man forschte, worüber er sich so verwundere, wo er früher Akßjonow gesehen habe. Makar Ssemjonow aber beachtete diese Fragen nicht, er rief nur:

„Ein Wunder, Kinder! wo man sich zusammenfindet!“

Und bei diesem Ausruf kam es Akßjonow in die Gedanken, ob es diesem Menschen nicht bekannt sei, wer den Kaufmann ermordet habe. Er sagte:

„Hast du vielleicht schon früher, Ssemjonowitsch, von dieser Sache gehört oder hast du mich früher gesehen?

„Wie sollte ich davon nicht gehört haben! Die Welt ist voll allerlei Gerücht. Aber viel Zeit verfloß seitdem und ich vergaß, was ich etwa gehört habe.“

„Vielleicht vernahmst du, wer den Kaufmann tötete?“

Makar Ssemjonowitsch lachte und sagte:

„Bei wem sich das Messer fand, der wird ihn wohl getötet haben. Hat dir auch jemand das Messer in den Sack gesteckt — nicht gefangen, nicht gehangen. Wie wäre es auch möglich gewesen, das Messer in deinen Sack zu bringen — derselbe stand ja doch wohl bei dir am Kopfende? Hättest's mithin gehört.“

Als Akßjonow eben diese Worte vernahm, dachte er, dieser Mensch sei der Mörder. Er stand auf und entfernte sich. Lange konnte er nicht einschlafen. Schwermut übermannte ihn — bald sah er seine Frau, wie er von ihr Abschied nimmt, als er zum letztenmal zum Jahrmarkt reist; wie lebendig sah er sie, er blickte in ihre Augen, er hörte, wie sie auf ihn einsprach. Dann sah er seine Knaben, wie sie damals waren, im Pelzchen der eine und der andere lag an der Mutterbrust. Auch seiner selbst erinnerte er sich, wie er damals gewesen, heiter, jung; er erinnerte sich, wie er im Vorhause des Kruges saß, wo man ihn ergriff, wie er die Guitarre spielte, wie heiter es ihm auf der Seele war. Und er erinnerte sich des Richtplatzes, wo man ihn knutete, des Henkers, des Volkes ringsum, der

Ketten und all der Gefangenen und des ganzen sechsundzwanzigjährigen Kerkerlebens. Und er erinnerte sich seines Alters. Eine solche Schwermut übermeisterte ihn, daß er nahe daran war, Hand an sich zu legen.

Und das alles durch diesen Bösewicht, dachte er.

Und eine solche Wut überfiel ihn auf Makar Ssemjonow, daß er, käme er auch selbst dabei um, Rache haben wollte. Die ganze Nacht über murmelte er Gebete, konnte aber keine Ruhe finden. Am Tage mied er Makar Ssemjonow, er blickte ihn nicht einmal an.

So vergingen zwei Wochen. Akßjonow fand keinen Schlaf in den Nächten. Vor Weh wußte er sich nicht zu fassen.

Einst in der Nacht ging er im Gefängnis umher und bemerkte, daß unter einer Pritsche die Erde sich regte. Beobachtend blieb er stehen. Plötzlich sprang Makar Ssemjowitsch unter der Pritsche auf und blickte mit angstvollem Schrecken auf Akßjonow. Akßjonow wollte weitergehen; Makar aber ergriff ihn bei der Hand und erzählte, daß er einen Durchgang unter der Mauer gegraben und täglich in den Stiefelschäften die Erde herausbringe, wenn man sie zur Arbeit treibe. Er sagte:

„Reinen Mund gehalten, Alter, dich werde ich auch herausbringen. Gibst du mich aber an, so prügelt man mich — dann ich gedenke es dir, ich töte dich."

Als Akßjonow den Bösewicht so reden hörte, zitterte er vor Wut, machte seine Hand frei und sagte:

„Ich brauche nicht von hier zu gehen, du aber vermagst nicht mich zu töten, denn du hast mich längst getötet. Ob ich über dich eine Aussage mache oder schweige — wie es Gott mir auf die Seele legen wird, so soll es geschehen."

Als man tags darauf die Gefangenen zur Arbeit führte, bemerkten die Soldaten ausgeschüttete Erde, man untersuchte das Gefängnis und fand die Höhlung unter der Mauer. Der Gefängnisvorstand begann eine Untersuchung. Keiner wollte von der Sache wissen. Diejenigen, welche unterrichtet waren, gaben Makar Ssemjonowitsch nicht an, weil sie wußten, daß man für solch ein Unterfangen ihn halb tot prügeln würde. Da wendete sich der Vorsteher zu Akßjonow. Er wußte, daß Akßjonow ein gerechter Mann war, und sagte:

„Alter, du bist aufrichtig, sag' mir vor Gott, wer hat es getan?"

Als ginge nichts Besonderes vor, stand Makar Ssemjonow da und blickte auf den Vorstand, nach Akßjonow aber sah er sich nicht um. Hände und Lippen zitterten Akßjonow, lange vermochte er kein Wort auszusprechen. Er dachte: verschweige ich die Wahrheit — weshalb verzeihe ich ihm, er mein Leben verdorben hat? Möge er für meine Qual entgelten.

Gebe ich ihn aber an — dann freilich wird man ihn halbtot knuten. Habe ich ihn aber fälschlich als Mörder im Sinn? Wird mir dadurch leichter?

Noch einmal sagte der Vorstand:

„Nun, Alter, sprich die Wahrheit — wer hat die Mauer unterwühlt?"

Akßjonow sah auf Makar Ssemjonow und antwortete:

„Ich kann's nicht sagen, Euer Wohlgeboren, Gott befiehlt mir nicht zu reden, ich sage es nicht. Machen Sie mit mir, was Sie wollen — das steht in Ihrer Macht."

Wie auch der Vorstand sich mit ihm abmühte, Akßjonow sprach kein Wort mehr. So brachte man nicht in Erfahrung, wer die Höhlung gegraben hatte.

In der folgenden Nacht, als Akßjonow sich auf seine Pritsche gelegt hatte und halb eingedrusselt war, bemerkte er, daß jemand näher kam und zu ihm am Fußende sich setzte. Trotz der Dunkelheit erkannte er Makar und sagte:

„Was willst du noch von mir? Was treibst du hier?"

Makar Ssemjonow schwieg. Akßjonow erhob sich und sagte weiter:

„Was willst du? Gehe fort, sonst rufe ich die Wache."

Makar Ssemjonow bog sich nahe zu Akßjonow und flüsterte:

„Iwan Dimitrijewitsch, verzeihe mir!"

Akßjonow entgegnete:

„Was habe ich dir zu verzeihen?"

„Ich bin der Mörder des Kaufmanns, ich habe das Messer dir zugesteckt. Auch dich beabsichtigte ich zu töten, auf dem Hofe ließ sich jedoch Geräusch vernehmen, schnell brachte ich das Messer in deinen Reisesack und kroch aus dem Fenster."

Akßjonow entgegnete nichts, er wußte nicht, was er hätte sagen sollen. Makar Ssemjonow ließ sich von der Pritsche nieder, beugte sich bis zur Erde und sagte:

„Iwan Dimitrijewitsch, verzeihe mir, verzeihe mir um Gottes willen! Ich selbst werde angeben, daß ich der Mörder des Kaufmanns bin. Dich wird man aus der Haft entlassen, du kehrst nach Hause zurück."

Akßjonow sagte:

„Leicht ist dir das Reden, aber schwer ist mir das Dulden! Wohin werde ich jetzt gehen? Die Frau, die eigenen Kinder haben mein vergessen und nirgend habe ich eine Heimat."

Makar Ssemjonowitsch stand nicht auf, er schlug mit der Stirn an die Diele und sprach:

„Iwan Dimitrijewitsch, verzeihe! Leichter, als jetzt auf dich zu blicken, war's mir, als man mich mit der Knute schlug . . . und du hast

dich noch meiner erbarmt . . . hast mich nicht angegeben. Vergieb mir um Christi willen: verzeihe du mir verfluchtem Bösewicht!"

Und er schluchzte.

Als Akßjonow das Schluchzen hörte, begann er selbst zu weinen und sagte:

„Gott wird dir verzeihen; vielleicht bin ich zehnmal so schlecht wie du!"

Und plötzlich wurde ihm so leicht auf der Seele, er bangte nicht mehr nach der Heimat, wollte nicht mehr aus dem Gefängnis gehen und dachte nur an die letzte Stunde.

Makar Ssemjonowitsch hörte nicht auf Akßjonow, er gab sich als Schuldigen an. Als die Entscheidung eintraf, Akßjonow sei frei, war derselbe bereits tot.

# Vermischtes.

**Zu unsern Bildern. „Der unterbrochene Streit."** „Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft." Diese witzige Definition hat so unrecht nicht. Keine Leidenschaft bedarf so geringer Nahrung zu ihrer Entfesselung wie die Eifersucht. Ein Hauch, der bloße Verdacht einer Möglichkeit, ein Nichts genügt, um den schlummernden Funken der Leidenschaft zur verzehrenden Flamme anzufachen. Ihre schrecklichen Dramen spielen sich im Palast wie in der Hütte. Ein solches Eifersuchtsdrama hat der berühmte, vor zwei Jahren in Dresden verstorbene Schweizermaler Benjamin Vautier in unserm Bilde dargestellt. Die Tiefe der Empfindung, die Kraft der Darstellung gemahnt lebhaft an die Kunst des berühmten Tyroler Malers Defregger. Eine ländliche Wirtsstube ist der Schauplatz des aus Eifersucht hervorgegangenen Streites. Der Dämon Alkohol hat ebenfalls seinen Anteil daran. Seine Mitwirkung ist deutlich genug sichtbar an den Spuren des vorangegangenen Kampfes, den zerbrochenen Gläsern und umgeworfenen Stühlen. Die beiden Gegner sind für einen Augenblick auseinandergerissen worden und sind daran, sich wieder aufeinander zu stürzen. Umsonst die Abwehr der Männer, die Tränen der schuldlosen Ursache des Streites. Um so wilder wird im Augenblick der Kampf wieder entbrennen. Die hübsche Zuschauerin an der Wand neben dem Ofen ist in höchster Spannung. Da geschieht etwas Unerwartetes. Die Mutter des jüngern Kämpfers tritt in die Stube und unter der milden Hand derjenigen, die ihn unter dem Herzen getragen, deren Haar in der Sorge und Arbeit für ihn schneeweiß geworden, sinkt der junge Feuerkopf auf den Stuhl zurück. Wird es der liebreichen Stimme der geliebten Mutter gelingen, sein wildes Blut zu beruhigen, den Rasenden zu zähmen? Wir hoffen es! Denn welche Macht sollte überhaupt noch Einfluß auf ihn haben, wenn ihn die Mutter nicht hat, eine Mutter mit ihrer unergründlichen Herzensgüte und Liebe, wie sie auch unser treffliche Luzerner Maler Professor Hans Bachmann im **„Aenneli"** gezeichnet hat. „Aenneli" ist die Hauptperson in der wunderschönen Erzählung „Geld und Geist" von Jeremias Gotthelf, die ein wahres Hohes Lied der Mutterliebe ist. Das Bild selbst ist eine der 300 Illustrationen, die auch den II. Teil der im Verlag von F. Zahn in Chaux-de-Fonds erscheinenden Ausgabe von Jeremias Gotthelfs ausgewählten Werken zu einem wahrhaft nationalen Prachtwerk stempeln, das jeder Schweizerfamilie nicht genug empfohlen werden kann.

Redaktion: F. Marti. — Druck und Expedition von Müller, Werder & Cie., Zürich.